

Samuel Meffire

mit Lothar Kittstein

**SPIEGEL
Bestseller**

Jetzt als Taschenbuch

Disney+

Die exklusive Serie
jetzt nur bei uns streamen

SAM
Ein Sachse.

Ich, ein Sachse

Mein deutsch-deutsches Leben



ullstein

In den von Umbruch und Unruhen geprägten Neunzigerjahren war Samuel Meffire das Gesicht einer sächsischen Antirassismus-Kampagne, war befreundet mit einem Minister, erhielt Einladungen zu öffentlichen Empfängen, Talkshows und etlichen Medienauftritten. Doch dann rutschte er vom Vorzeigepolizisten in die Kriminalität ab und wurde zu einem weltweit gejagten Verbrecher. Nach sieben Jahren im Gefängnis kämpfte er sich ins Leben zurück und begab sich erneut an die »Frontlinie« sozialer Verwerfungen, diesmal jedoch nicht als Polizist, sondern als Sozialarbeiter und Coach zum Thema Gewaltauffälligkeit.

Die außergewöhnliche und spannende Geschichte einer bewegten deutsch-deutschen Biografie.

SAMUEL NJANKOUO MEFFIRE wurde 1970 in Zwenkau bei Leipzig geboren. Was er an ungewöhnlichen Erfahrungen gemacht hat, reicht mindestens für zwei Leben. Heute ist er endlich angekommen. Mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern lebt er in Bonn und arbeitet mit gewaltauffälligen Jugendlichen und als Coach für MitarbeiterInnen im Öffentlichen Dienst zum Thema Gefahrenlagen. Berufsbegleitend studiert er Soziale Arbeit an einer Fernuniversität.

Samuel Meffire

mit Lothar Kittstein

Ich, ein
Sachse

Mein deutsch-deutsches Leben

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023/ Ullstein Extra

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München nach einer Vorlage
von Christian Amouzou, Aachen

Titelfoto: © Krentz, Aachen

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Scala Pro

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06921-0

I.

Die fremde Heimat

Bonn, Mitte Juli 2021

»Papa?«

Der Ruf schallt über den kurzen Flur und biegt dann im Galopp um die Ecke. Gerade habe ich die Reste des Mittagessens beseitigt und es mir am Küchentisch gemütlich gemacht. Ich wollte eigentlich nur kurz verschnauften, innehalten und mich meiner Nachrichtensucht hingeben. Aber daraus wird wohl nichts.

»Papa!«

Nur zehn Minuten. *Spiegel*-Online und ich. Nur klitzekleine zehn Minuten. Davon träumte ich, aber jetzt ruft mich Una, die jüngere meiner beiden Töchter. Und mein Traum zerplatzt. Unas Tonfall sagt mir, dass sie einen Wal gefangen hat. Sie hat etwas Großes, etwas Ungeheuerliches entdeckt. So ungeheuerlich für eine Fünfjährige, dass es postwendend verkündet werden muss. So schnell es nur geht, so laut es nur geht. Jedem, der es hören will.

Una, das ist mein wuselndes, forderndes, unendlich neugieriges Akrobatik-Wunderkind mit Korkenzieherlocken. Ich bestaune mein Nachgeborenes tagtäglich voller Glückseligkeit und liebevoller Bewunderung. Wie es duftet. Wie es sich bewegt.

»Papa, komm! Komm schnell!« Unas Gespür ist legendär.

Nichts, wirklich gar nichts, bleibt ihr auf Dauer verborgen. Sie wühlt sich in die tiefsten Tiefen der Schubladen und erklettert die höchsten unserer Schränke. Sie ist eine Entdeckerin. Sie schafft es, mit meinen sorgsam gehüteten Textmarkern neu gestrichene Wände zu bekritzeln. Oder sich mit dem kussfesten Lippenstift ihrer Mutter zu verschönern, für den glaubhaften Horror einer Gesichtsbemalung, zu Halloween.

»Ich komme! Fass nichts an, bitte, ich komme!«

In der Mitte des Kinderzimmers thront, wie ein kleines Alienschiff, das Indoor-Trampolin. Daneben stehen ein Baumhausbett und ein Kletterbogen. Und auf der Fußbodenfläche wurden eine Million Sachen wild verstreut. Hier gibt es wirklich alles, was ein Kinderherz begehrt. Nur keine Una.

»Papa?« Die Stimme kommt aus meinem Arbeitszimmer. Das sollte so nicht sein. Mein Arbeitszimmer ist Sperrgebiet. Sie weiß, dass sie da nicht hineindarf. Zumindest nicht ohne meine ausdrückliche Erlaubnis. Im Arbeitszimmer lagern meine Sachen, mannshoch und chaotisch aufgetürmt: Bücherberge, Aktenordner und eine Armee selbst gebauter Trainingseisen. Das ist alles andere als kindersicher. Und im Arbeitszimmer lagern auch, fein säuberlich in Kisten verpackt, die Geister meiner Vergangenheit.

»Una! Was machst du da?!« Zu spät. Sie sitzt im Schneidersitz unter dem Schreibtisch, vor ihr eine geöffnete Kiste. In der Hand hält sie einen vergilbten zerknitterten *Bild*-Artikel.

Ich wollte diese Kiste nicht öffnen. Noch nicht. Ich habe sie zusammen mit fünf anderen ganz oben in das Regal gestellt, hinauf auf das höchste Brett, so weit weg wie nur eben möglich. Es ist eine beige Pappschachtel, voll mit toxischen Erinnerungen. Doch mein Leben wird jetzt von Disney+ verdaut, diesen ewigen Erzählern epischer Märchen. Yes, it's unreal. Meine Vergangenheit taugt trefflich zu einem Horrorfilm, doch die machen daraus ein prachtvolles Drama, mit allem Drum und Dran. Bloß ohne Einhörner, Zauberer und singende Feen. Merde, ver-

dammte. Die toxischen Kisten habe ich den Leuten von der Produktion versprochen und dafür aus dem Regal geholt. Und jetzt hat Una eine davon.

Ich habe eine Reihe von überaus fragwürdigen Dingen getan. Von unentschuldbaren Dingen. Und deren Ergebnisse waren ... verheerend. So viele Irrtümer. So viele Verluste. So viel Schmerz. Über die die Zeit hinweggeht und so alles der Sinnlosigkeit anheimfallen lässt. Doch dann kamen die vom Film, und ich habe mit ihnen einen Deal gemacht für Geld. Und gegen das Vergessen. Zu diesem Deal gehört, dass ich mich an alles erinnere. Und da ich das nicht kann, habe ich die verdammten Kisten aus dem Regal geholt. Ich wollte sie öffnen. Irgendwann. Vielleicht bald. Nur jetzt noch nicht.

»Was steht da, Papa?«

Una zeigt auf die Schlagzeile, unter der mein Foto prangt. Mein jüngeres Ich schaut mich an. Mit ruhiger, kalter Grimmigkeit. Ja, das bin ich. Ich könnte versuchen zu leugnen, aber es wäre sinnlos. Im Angesicht des Artikels flutet mich sorgsam Verdrängtes. Steigt herauf wie eine kalte ölige Flüssigkeit. Bizarre Blitzlichter des Vergangenen.

»Nigger! Verdammter, dreckiger Nigger!« Sie brüllen und toben auf dem Flur. Noch einmal rammen sie die Tür. Putz rieselt weißlich und dünn aus der Spalte um den Rahmen. »Komm raus da! Du und deine Hure, ihr seid tot!«

Ein Knall. Der Tritt lässt die Tür des Nachtclubs auffliegen. »Auf den Boden! Los, los, auf den Boden!«, brüllt jemand. Ein Kommando. Eine Drohung. Ist das meine Stimme?

Der schraubstockartige Händedruck des Ministers. Ein langer, eindringlicher Blickkontakt. »Ich zähle auf dich, Sam. Denk daran, wofür du Polizist geworden bist. Denk daran, was hier auf dem Spiel steht!«

Die sterbende Frau auf dem Gehweg. »Ich bin Presse! Ich mache hier Fotos!« Der laute große Kerl mit der Kamera. Das

Zischen vom Blitzlicht. »Verpiss dich!« Dunkel rauschende Wut. Ich habe es nicht unter Kontrolle.

Wummernde Bässe. Techno-Disco-Hölle. Eine Hand auf meinen Unterarm. »Der Felix hat gesagt, dass du der Sam bist. Du bist doch der Ex-Polizist?« Sie ist ganz nah. Die Wärme ihres Körpers flutet aus ihrem Kleid heraus. Wieso sieht dieses Mädchen so aus wie die Zwillingsschwester von Fee? Mein Herz sticht und holpert.

Der wimmernde alte Mann am Boden. Endlich. Ein beschissener Ringkampf mit diesem Riesen. »Wo ist das Geld? Wo habt ihr das verdammte Geld?« Eine Vase zerschellt auf den Granitfliesen im Flur. Scherben unter meinen Schuhen.

Stille im Arrestloch. Diese verfluchte bodenlose Stille. Bis auf die knisternden Neonröhren und das Brummen der Ventilation. Ein Sarg unter dem Keller von irgendeiner Behördenfestung. Lange schaffe ich das nicht. Ich möchte gegen die ockergelben Kacheln springen. Mit Anlauf, wieder und wieder. Bis alles zerplatzt. Bis alles herausquillt, all die verdammten Gefühle und Erinnerungen. Und alles im kleinen Ablauf in der Bodenecke versickert. Und dann sollen sie kommen und meine Reste wegspülen.

»Papa?«

Ein Stimmchen aus weiter Ferne. Ich versuche zu verstehen, wo ich bin. Und was ich hier tue. Es dauert einen Augenblick.

»Papa? Was steht da?«

Unas Gesicht, besorgt und ganz nah. Fuck, wie lange war ich weg? Sie hält mir die Zeitung vor die Nase. Ach ja, dieser Artikel! Diese elende Schlagzeile.

»Staatsfeind«, Löckchen.« Ich lächle, obwohl mir nicht danach zumute ist. »Da steht: ›Staatsfeind Nr. 1 schreibt Bücher.«

»Und was ist ein Staatsfeind?«

»Das ist jemand, der den Staat angreift, Schatz. Der den Staat kaputt machen will.«

»Was ist der Staat?«

»Das sind wir alle. Wir alle zusammen. Das, was allen gemeinsam gehört. Und die Regeln, die für alle gelten.«

»Das wolltest du kaputt machen?« Una schaut mich ungläubig an.

»Nein, Floh. Das wollte ich nicht. Das hätte ich auch nie geschafft.« Dabei ist es nicht mal so schwer, denke ich. Manchmal zerstören sich Gemeinschaften ganz von selbst. Sie implodieren einfach. Wenn es einmal anfängt, kann es unfassbar schnell gehen. Dann trauen sich die Wütenden hervor. Die Frustrierten. All jene, deren Leben sich ohnehin vergeblich anfühlte. Und zu ihnen gesellen sich die Soziopathen. Manchmal schwenken sie dabei braune Fahnen. Manchmal rote. Doch im Grunde ihres Herzens ist ihnen jede Ideologie völlig fremd. Es sind niedere Blutsäufer. Sie brauchen den Rausch am Leid der anderen. Ich habe das zweimal erlebt. Ich möchte es kein drittes Mal erleben.

»Warst du wirklich im Gefängnis?«

»Ja, Spatz.«

»Und wie lange?«

»Sieben Jahre.«

»Sieben Jahre?« Sie schaut mich entsetzt an. Dann rechnet sie. »Zwei Jahre länger, als ich auf der Welt bin!«

So ist es. Ein halbes Kinderleben. Ein ganzes Una-Leben.

»Aber du warst Polizist! Kommen Polizisten ins Gefängnis?«

»Wenn sie etwas Schlimmes gemacht haben, ja.«

Sie nickt. Das kann sie verstehen. Jetzt will sie wissen, was ich getan habe. Sie zögert. Spürt sie den Abgrund? Die Scham? Ja, immer noch Scham, selbst nachdem fast fünfundzwanzig Jahre vergangen sind. Scham. Nach all der Zeit. Una schaut zu Boden. Dort hat sie alte Schwarz-Weiß-Fotos ausgebreitet. Auf allen Bildern ist derselbe Mann zu sehen: ein Typ mit bulliger Statur, wie ein Ringer aus einer Hochschulmannschaft. Kurze Haare. Volle Lippen. Am Kinn trägt er einen sauber getrimmten Bart. »Wer ist das?«

Auf dem Bild, das Una in ihrer Hand hält, sitzt der Mann in einem Ausflugslokal. Sein linker Arm liegt lässig auf der Lehne einer Eckbank. Ihm gegenüber sitzt eine schlanke Frau mit Sonnenbrille, sie hat das Gesicht einer Katalogschönheit.

Es gibt noch mehr Fotos von den beiden. Wange an Wange. Arm in Arm. Innig vertraut miteinander.

»Mein Vater«, will ich sagen. Aber ich bekomme selbst diese zwei Worte nicht herausgewürgt. Ich räuspere mich. Einmal. Zweimal. Una sieht mich erwartungsvoll an. Das macht es nicht besser.

»Dein Papa?«

Ich nicke. Sie nimmt eins der Bilder, schaut es prüfend an. »Wie heißt er?«

»Meffire«, sage ich heiser. »Er hieß Samuel Meffire.«

Sie lacht. Es ist ein Lachen wie das Weihnachtsglöckchen meiner Großeltern. »Wie du? Darf man das? Genauso heißen?«

Ich lächle. »Glaub schon. Weißt du, in seiner Familie war das so üblich. Sie haben immer einen ihrer Söhne Samuel genannt, in jeder Generation. Menschen kommen und gehen. Der Name lebt weiter.«

Una nickt. Hält kurz inne. Wenn ich dieses Gespräch nicht schnell zu einem Ende bringe, sitze ich in der Falle.

»Samuel.« Sie wiegt das Wort bedachtsam auf ihrer Zunge, ist längst im Papa-Löcher-in-den-Bauch-fragen-Modus.

»Was bedeutet das? Bedeutet das was?«

»Es kommt aus der Bibel. Es heißt: der von Gott Erwünschte.«

Una betrachtet das Bild. »Er ist tot, oder?«

Auf einmal frage ich mich, ob man das den Bildern ansieht. Ob das an den ausgebleichenen Farben liegt, dem körnigen Schwarz-Weiß. Ob sie spürt, mit ihrem kindlichen Sensorium, dass der Mann dort längst zum Tode verurteilt ist.

Dass er mich, seinen zweiten Sohn, niemals sehen wird.

Ein weiteres Bild. Meine Kleine hat sich noch tiefer in die Kiste gegraben. Wieder mein Vater. Er sieht mich direkt an, so

scheint es. Über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg. Über den Abgrund des Todes hinweg. Wie er dasitzt, etwas steif, fast offiziell, auf einer schiefen Holzbank. Das muss in Leipzig gewesen sein, da gab es einen Zoo, und irgendein Genosse hielt es wohl für eine witzige Idee, ihm, dem Afrikaner, für das Familienfoto ein echtes Löwenbaby auf den Schoß zu setzen. Oder hat man das damals mit allen so gemacht? Auf jeden Fall hockt da diese übergroße Miezekatze. Und rechts, neben meinem Vater, sitzt meine Mutter. Und links von ihm ist ein dünner Junge in kurzen Hosen, der schüchtern lächelt.

»Das bist du, Papa! Guck, das bist du!«

»Nein«, sage ich. »Das ist mein Bruder.«

»Du hast keinen Bruder!«, protestiert Una mit kindlich gerechter Empörung. Ja, stimmt. Hier gilt das Präteritum. Ich hatte einen Bruder. Ich habe keinen mehr. Das habe ich doch mal erzählt. Oder nicht? Ich bin mir plötzlich nicht mehr sicher. Und wenn nicht, worüber habe ich dann noch geschwiegen? Ich bin ein zugänglicher Vater. Ein entspannter, moderner Vater. Oder? Ich rede mit meinen Kindern fast über alles. Das tue ich doch. Verdammt ...

»Wo ist dein Bruder?«

»Tot«, murmele ich möglichst leise. »Mein Bruder ist tot.«

Sie legt das Bild auf den Boden, vorsichtig, mit einer beinahe zärtlichen Geste. Sie möchte die Toten nicht stören. Alle meine Toten. Da liegen sie vor uns auf dem Dielenboden des Arbeitszimmers. Für einen Moment ist es still, nur der Lüfter des Computers surrt vor sich hin. Vor uns liegen die Vergangenen. Meine wunderschöne Mutter. Mein Bruder. Mein Vater.

»Feli sagt, dass die Männer ihn ermordet haben.«

»Wen?« Wer soll wen ermordet haben? Ich bin alarmiert, und mein Ton ist schärfer als gewollt. Una lässt sich davon nicht beirren.

»Deinen Papa! Stimmt das, was Feli sagt?« Feli ist Unas zehnjährige Schwester. Woher weiß sie davon? Hat sie irgendwo

etwas aufgeschnappt? Hat sie irgendetwas mitgehört? Ein Gespräch? Irgendein Telefonat? Diese kleine Agentin ... Ich investiere extrem viel Mühe, um meine Kinder von dieser Vergangenheit abzuschirmen. Diesem Giftmüll. Und den Dämonen. Meine Kinder sind hier und jetzt. Sie sind meine Gegenwart. Mein Glück.

Aber immer gelingt das mit dem Abschirmen nicht. Anscheinend ist das so. Una sieht ihre Chance als gekommen. Ihre großen blaugrünen Augen schimmern begierig. Es sind die Augen ihrer Mutter. Überaus geeignet, bei mir tranceartige Zustände auszulösen. Zustände des unfreiwilligen Wollens. Dieses Kind könnte in jeder Mentalisten-Show auftreten. Und tatsächlich haben wir heute Zeit. Es sind Sommerferien. Und meine Frau hat frei, sie muss nicht auf ihre Dienststelle und besucht irgendwo im Umland eine Freundin, sie wird erst spät zu Hause sein. Meine Frau hat mich zum »Schäfchenhüte-Dienst« abkommandiert. Heute sind es also nur die Schäfchen und ich. Und draußen regnet es seit Stunden. Es regnet wie aus Kübeln. Was bleibt an einem solchen Tag? Ich könnte maulen. Oder aber mich dem Unausweichlichen beugen. Ich habe die Schäfchen. Draußen tobt die nasse Hölle. Und die Mutter aller Dinge, die Kompaniechefin dieser Familie, ist *on the road*. Wir sitzen hier fest. Und so wird es ein Tag im Familienkokon, denn mit den Naturgewalten kann schlussendlich doch niemand konkurrieren.

»Komm«, sage ich zu Una. »Wir gehen in die Küche. Ich mach dir einen Kakao.«

»Und dann erzählst du mir alles?«

»Dann erzähl ich dir was.« Ich versuche es mit einer kleinen Einschränkung, die Una gewissenhaft überhört. Sie rennt voraus in die Küche und hechtet auf die purpurfarbene Couch. Sie weiß um das Hechtsprungsverbot, doch ich lasse es durchgehen. Nichts darf den morgendlichen Frieden stören, schließlich bin ich mit den beiden kleinen Kobolden hier eingesperrt. Ich krame

in den Schubladen und rühre einen Kakao zusammen. Morgens gibt es immer Kakao. Es muss immer gleich sein. Abweichungen beunruhigen mich. Sie sind die Vorboten von Störungen. Und hinter den Störungen lauert die Gefahr. Ich muss es wissen. Ich musste es lernen. Und genau deshalb liebe ich mein neues Leben. Grundlegend sortiert. Sauber. Und voll mit vertrauten Dingen.

»Wer hat deinen Papa umgebracht? Du warst doch Polizist, hast du sie verfolgt?«

Ich lache. »Der Reihe nach, Löckchen! Immer der Reihe nach.«

Und ich erzähle. Von Anfang an.

Kapitel 1

Vater

Mein Vater ist elf Jahre alt und hat keine Schuhe.

Keines der Kinder im Dorf hat Schuhe. Nur große Leute haben Schuhe, in dieser Zeit, in diesem gottverlassenen Winkel irgendwo im Nordwesten von Kamerun. Oft sind es geflickte Schuhe mit ausgebleichten Farben. Und die Alten im Dorf tragen Sandalen, damit ihre krummen, vernarbten Füße überhaupt in irgendeine Art Schuh passen.

Darum läuft mein Vater barfuß über den staubigen Feldweg, der von den Hütten bis zur Weggabelung im Wald führt. Von da schlängelt sich ein anderer Pfad zu einer anderen Gabelung und weiter und weiter, bis auf dem festgestampften Band aus Lehm nach Ewigkeiten die rotsandigen Straßen der Stadt Foumban erreicht sind. Da steht die Schule meines Vaters.

Manchmal hüpf Vater auf einem Bein, um sich von der brütenden, staubigen Hitze abzulenken. Vom Durst und von den schmerzenden Füßen. Manchmal hüpf mein Vater, aber meist schaut er zu Boden, denn es gilt den unzähligen spitzen, scharfkantigen Steinchen auszuweichen, die schmerzhaft in die Fußsohlen beißen.

Gegen die zehrende Länge des Wegs kennt mein Vater einen Trick: Er rechnet Aufgaben aus dem Mathematikunterricht, ein-

fach so, im Kopf. Und er ist gut darin. Die Zahlen umschweben ihn wie die Noten einer Melodie, einer Musik, die nur er allein hören kann: Wenn sie fröhlich klingt, fast fordernd, wie das Lied des Trauerdrongo-Vogels hinterm Dorf, dann stimmt auch das Ergebnis. So rechnet mein Vater. Das macht ihm Spaß.

All seine Freunde sind längst als Viehhirten auf der Weide gelandet. Manchmal denkt er darüber nach, ob das nicht besser wäre, die Weide. Das Lernen in brütender Hitze ist anstrengend. Und wer im Unterricht das Falsche sagt oder schwätzt, bekommt häufig den Stock zu spüren. Schule ist kein Zuckerschlecken in diesem Land, in dieser Zeit, Anfang der Neunzehnfünfzigerjahre, in diesem entlegenen Winkel des französischen Weltreichs. Soll er seine Tage nicht lieber mit den anderen Jungs verbringen? Im Schatten der großen Akazie liegen, dicht bei den friedlich grasenden Rindern?

Aber irgendwo im Kopf meines Vaters flüstert diese Stimme: »Da ist noch eine andere Welt, *mon petit*. Hinter den Büschen und hinter dem Staub. Da gibt es noch viel mehr!«

Rauszukommen, davon träumen viele in Kamerun. Wer auf dem Dorf lebt, träumt von der Provinzstadt. Wer in der Provinzstadt lebt, träumt von Yaoundé, dem Regierungssitz. Und alle träumen vom fernen, unerreichbaren Märchenland namens Europa. Wo man Französisch spricht, die elegante, zungenverknotende Sprache der Kolonialherren, die die Weißen hergebracht haben und mit deren fremdartigen Lauten die Schulkinder auf ihren Bänken tapfer kämpfen; Tag für Tag. In Europa stehen riesige Türme aus Stahl und Glas. Und man isst von weißen Tellern wie aus Elfenbein, erzählt man sich. Europa scheint voller Wunder. Und es ist unendlich fern. Dennoch ruft es und lockt.

Mein Vater erzählt seiner Großmutter von der Zahlenmelodie in seinem Kopf. Sie nimmt ihn zur Seite, zu ihrer Hütte hinüber und steckt ihm ein großes Stück Backbanane in den Mund. Großmutter ist mittlerweile runzlig und zahnlos. Und sie starrt ihn an wie eine fünfhundertjährige zweibeinige Schildkröte.

»Das kommt vom Herrn«, sagt sie schließlich. »Die Stimme in deinem Kopf kommt von Jesus. Hör auf sie!«

»Aber was soll ich tun?«

»Der Herr hat einen Plan für jedes seiner Kinder«, flüstert die Großmutter im Halbdunkel der Hütte, in der es so angenehm nach der frittierten Banane riecht. »Er bewirkt das Wollen ebenso wie das Vollbringen. Das steht in den Briefen der Apostel. Lies das. Und versuche zuzuhören.«

»Und dann? Was passiert dann?«

Hören ist eine Sache, aber das Richtige tun ist eine ganz andere. Mein Vater ist bloß ein Junge. Was soll ich tun, wenn Gott mich ruft, fragt er sich.

»Dann tust du, was die Stimmen dir sagen. Dann tust du was Er will.«

Mein Vater saugt jedes dieser Worte auf. Er verbirgt sie, tief drinnen, wie einen heimlichen Schatz. Die Großmutter hat ihn herumgetragen, als er klein war. Sie hat ihn getröstet. Sie hat ihm Geschichten erzählt, mit leiser Reibeisenstimme. Auch von Jesus, vom sanften Christengott, in dessen Namen er getauft worden ist. Samuel, der Erwünschte. Viele im Dorf halten die Großmutter für verrückt, denn kein geistig gesunder Mensch betet freiwillig zum Gott der Weißen. Doch Samuel liebt sie. Bis zu den Sternen und wieder zurück. Er liebt sie mehr, als er die Mutter lieben kann, die im Morgengrauen auf die Felder geht und dort bis abends bleibt, im täglichen Kampf gegen den Hunger. Sein Vater ist längst weg, über alle Berge. Wollte sich Arbeit an der Küste suchen, in einer der Hafenstädte. Er versprach, mit viel Geld zurückzukommen. Bis heute hat ihn keiner mehr gesehen. Nur die Großmutter war immer da. Sie ist so beständig wie der Wald hinter den Hütten. Wie der Himmel über den Feldern. Ihr glaubt Samuel jedes Wort. Und so geht er weiter täglich über die Viehweiden, vorbei an seinen alten Freunden, bis zu jener Gabelung zwischen den Bäumen, wo der weite Weg zur Schule beginnt.

Was mein Vater dort nicht lernt: Der Christengott, zu dem die Großmutter betet, ist eigentlich Deutscher. Die Franzosen sind gar nicht die ersten fremden Herren in der Gegend. Vor vielen Jahrzehnten war Foumban die Hauptstadt eines kleinen Königreichs. Das hieß Bamoun und wurde regiert von König Njoya dem Klugen. Dessen Vater hatte sich dem deutschen Kaiser Wilhelm II. unterworfen. Und Njoya nahm sich vor, aus der erbten Herrschaft der Fremden das Allerbeste zu machen. Als Zeichen der Treue schenkte er dem Kaiser zum Geburtstag seinen eigenen heiligen Thron, ein über und über mit bunt gefärbten Perlen besetztes Wunderwerk der Schnitzkunst. Njoya wurde durch den Kaiser als treu befunden. Und diese Treue machte sich bezahlt. Njoya durfte seinen Visionen anhängen: Er würde Bamoun in eine blühende Zukunft führen. Und der Schlüssel dazu war die Bildung. Jedes Kind in seinem Reich würde lesen und schreiben lernen. Der König erfand dafür sogar ein eigenes Alphabet. Das sollte der Impuls werden, für mehr Handel und eine effizientere Verwaltung. Dass preußische Missionare durchs ganze Land schweiften, ließ er gerne zu. Ein Gott mehr oder weniger, was machte das schon? Und so gelangten die hochgewachsenen, bleichgesichtigen Männer in ein Dorf bei Foumban, wo ein Mädchen lebte, das die Geschichten vom liebevollen einzigen Gott aufsaugte. Das war die Großmutter. Zumindest erzählte sie es so.

Irgendwie hatte Kaiser Wilhelm Streit mit seinem Gott, oder er hatte nicht ordentlich gebetet. Oder vielleicht ganz einfach seinen Teller nicht leer gegessen. Denn er verlor sein Reich und seine Herrschaft im Inferno des Großen Krieges. Das siegreiche Frankreich erbeutete den ganzen nördlichen Teil Kameruns und damit auch Bamoun. Die Franzosen fackelten nicht lange. Ein Vasallenkönigtum wie unter den Deutschen? Das kam überhaupt nicht infrage. Mit einem Federstrich beendeten die Franzosen diese Absonderlichkeit. Des Königs Alphabet wurde verboten. Und der Backsteinpalast, den Njoya nach norddeutschem

Vorbild hatte errichten lassen, steht seitdem mitten in Fouban wie eine steinerne Postkarte aus vergangenen glanzvollen Zeiten.

Frankreich ist fest entschlossen, das wertvolle Land nicht so schmachlich zu verlieren wie die Deutschen. Als das Mandat der Kolonialmacht 1960 endet, denkt Paris nicht daran, auf seinen Einfluss zu verzichten. Eine Marionettenregierung wird installiert, die das »unabhängige« Kamerun führen soll. Das sind die fetten Bosse aus den alten Familien, die für Geld alles tun würden. Als sich eine kommunistische Guerillabewegung gründet, die *Armée de libération nationale du Kamerun*, kennt Frankreich keine Gnade. Auf den Straßen der Städte liegen die abgeschnittenen Köpfe von Aktivisten. Niemand darf die blutigen Schaulbilder begraben, denn es sind Warnzeichen. Und in den Dörfern verwesen die Toten langsam auf den Feldern, weil niemand es wagt, sie zu begraben. Allein der Verdacht »Kommunist« wird zu einem Todesurteil. Die Angst legt sich über das Land wie ein schwerer, alles erstickender Nebel.

Nur wenige wagen den Widerstand, darunter auch Gewerkschafter. Heimlich rekrutieren sie in den Städten. Sie suchen jene, die bereit sind, in den Ostblock zu gehen. Wer ist so mutig, sich hinter dem »Eisernen Vorhang« ausbilden zu lassen, im Reich der Kommunisten? Wer will in Warschau oder Prag studieren, in Moskau oder auch in Leipzig? Und wer wird den Verlockungen der Ferne widerstehen und danach zurückkehren und zu Hause für die Veränderung kämpfen? Wer hilft bei der Rebellion?

Geeignete Freiwillige für das Oststudium sind selten. Junge Leute wollen in die Welt hinaus, aber gewiss nicht in den Osten. Sie sind von der Sehnsucht nach anderen Orten getrieben. Nach England. Nach Frankreich. Dort, wo Milch und Honig fließen. In den Ostblock gehen? Das ist eher eine Vision des Schreckens. Dort soll es kaum genug zu essen geben, munkelt man. Und alle müssen in grauen Uniformen zur Arbeit marschieren, im Gleichschritt, die »Internationale« singend.